

## BAROCK IN DER ALTEN ABTEI

Wenn man diese Schriften einmal liest, werden sich die Menschen wahrscheinlich noch tiefer in sich selbst verkrochen haben und dazu körperlich derart geschrumpft sein, dass die heilige 33 die Größe eines Männerfußes bezeichnet, weshalb man wohl noch weniger Zugang zu diesen Schriften finden wird als heute.

Ich heiße Gutlieb. Als meine seligen Eltern diesen Vornamen für mich aussuchten, dachten sie vermutlich, es sei mir auf ewig bestimmt, Kind zu bleiben, anstatt das zu werden, was ich schließlich geworden bin, nämlich Direktor eines Gefängnisses irgendwo hinter dem Mond. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Häftlinge mich niemals fürchteten, mir ungezwungen ihre Anliegen vortrugen, mich hin und wieder um einen Gefallen baten und sogar untereinander „einen der ihren“ nannten, der vom Schicksal dazu verurteilt war, mit ihnen zusammen im Gefängnis zu sitzen, und auch wenn gewisse Unterschiede zwischen uns bestehen mochten, im Kern befanden wir uns in der gleiche Lage: wir waren eingesperrt.

Für jemanden, der sich auskennt, sind Gefängnisse so etwas wie Klöster, Abteien, wo Stille herrscht, was geschätzt, zugleich und mehr noch aber auch als unerquicklich empfunden wird, eine Stummheit oder, besser ausgedrückt, ein Schweigen, das bis dahin reicht, dass einer, über den man sich das Maul zerreißt, das Gerede entweder gar nicht wahrnimmt oder doch als letzter bemerkt, weshalb man über ihn hergeht. Das ist eine goldene Regel, und stets war ich der einzige, der von nichts wusste, oder der letzte, der etwas mitbekam, jedenfalls wurden die Geheimnisse der Insassen eher aus freien Stücken an mich herangetragen, als dass ich von mir aus dahinter gekommen wäre oder sie gar aufgedeckt hätte. Wahrscheinlich hielten sie mich deshalb für frei. Wie dem auch sei, das Gefängnis blieb eine Abtei, in der Neuigkeiten nur Würdigung fanden, wenn sie von außen kamen, und das war, Gott sei Dank, bloß der Fall, wenn ein neuer Häftling eingeliefert wurde, denn im Gefängnis lebte man vom Austausch von Geschichten, die schier endlos durchgekaut wurden.

Eines Tages, ich war gerade damit beschäftigt, die richtigen Worte für das Anliegen eines Häftlings zu finden, der seine Strafe beinahe verbüßt hatte und vermittels meiner Person das Ersuchen an die zuständigen Stellen zu richten trachtete, ihm den verbliebenen Rest zu erlassen, was, da es ja um einen Akt der Gnade ging, bedeutete, dass der Text im Kern ein Appell an Einsicht und guten Willen sein musste ... an diesem Tag also klopfte der Oberaufseher an meine Tür und teilte mir von draußen mit, einem der Häftlinge sei an einem Gespräch mit mir gelegen. „Sag ihm, er soll morgen erscheinen.“ „Morgen ist aber Sonntag“, gab der Oberaufseher zu bedenken. „Sag ihm morgen, ich bin sehr mit dem Üblichen beschäftigt“, setzte ich hinzu, mich des allseits vertrauten Jargons bedienend, in dem „das Übliche“

meine täglichen Verrichtungen bezeichnete, die größtenteils darauf gerichtet waren, Anträge auf Straferlass in eine möglichst schöne und ausdruckskräftige Gestalt zu gießen, denn die Häftlinge setzten diesbezüglich großes Vertrauen in mich.

„Er will aber unbedingt heute“, sagte der Aufseher und trat ins Zimmer. „Heute!“

„Auf was wartest du dann noch?“ sagte ich und war ganz froh, einen Grund gefunden zu haben, der es rechtfertigte, diesen blinden Kreislauf zu durchbrechen, in dem Mitleid sich als Ruf nach Vernunft darstellte.

Als der Häftling sich schließlich einfand, war alle Genugtuung von meiner Miene gewichen. Er kam herein und drückte die Tür mit dem Rücken ins Schloss.

„Wenn du mir etwas über das Gefängnis erzählen möchtest, so können wir uns dieses Gespräch getrost ersparen, ich bin nämlich bereits über alles im Bilde“, meinte ich.

„Nein“, erwiderte er, „ich will nur zwei Tage Urlaub.“

Ein anderer an meiner Statt, also jemand, der die düsteren Abteien des Strafvollzugs nicht aus eigener Anschauung kennt, würde das, was ich hier zu berichten habe, vermutlich für eine dieser verdrießlichen *„Geschichten von heute“* erklären, sich aber ganz sicher besorgt fragen, *wie* es überhaupt geschehen kann, dass man an einem Ort, an dem man aus gutem Grund festgehalten wird, einfach kommen und die Freiheit verlangen kann, und sei es nur für zwei Tage. Und wenn ich ihm dann erklärte, dass uns damals viel mehr interessierte, *weshalb* der betreffende Klostergenosse jenes Entgegenkommen für sich beanspruchte, würde er wahrscheinlich wenig Verständnis aufbringen. Aber das sind äußerst komplizierte Dinge, deren Tragweite heute nur noch Menschen jüngeren Alters wirklich ermessen können, die zu einem Zeitpunkt gezeugt wurden, als ihre Väter eigentlich zum Appell vor dem abendlichen Tee in der Abtei hätten sein müssen. Jedenfalls war mir mehr daran gelegen, von meinem unglücklichen Mitbruder zu erfahren, weshalb er sich erkühnte, diese beiden Tage einzufordern, die letzten Endes nicht die seinen, sondern die meinen waren.

Er war auf diese Frage offensichtlich vorbereitet, denn er antwortete wie aus der Pistole geschossen:

„Ich muss zwei Tage weg, weil man mir Hörner aufgesetzt hat, meine Frau betrügt mich. Das wird schon lange gemunkelt. Alle wussten es, alle ...“

„Bist du dir sicher, dass dieser Umstand einen solchen Ausflug lohnt?“ wollte ich wissen.

„Jawohl, er lohnt sich“, erklärte er. „Es wird ja schon lange gemunkelt. Alle waren im Bilde, so wie ich ja auch über die anderen Bescheid weiß. Das geht schon so lange, dass mein Geweih inzwischen fast schon Moos angesetzt hat. Ich wäre nie

auf die Idee gekommen, dass ich der letzte sein könnte, der dahinterkommt. Das heißt, jetzt bist du ja der letzte“, sagte er mit einer Kopfbewegung zu mir hin.

„Ich wusste es ebenfalls“, erwiderte ich.

Er stand stocksteif da.

„Und ...?“ wollte er wissen.

„Bist du bis zum Morgenappell am Montag wieder da?“

„Ich werde da sein.“

Ich begleitete ihn persönlich bis zum Felsen an der Landstraße.

„Also, was immer auch passiert, mach keine ... Früher oder später vergisst man alles. Nimm mich zum Beispiel: Ich bin doch nicht mit euch zusammen eingesperrt, weil es mir Spaß macht, sondern bloß, weil ich vergessen habe, wer ich wirklich bin“, versuchte ich, Klärung in seine wogenden Empfindungen zu bringen, obwohl ich selbst einen dicken Kloß in der Kehle hatte.

„Am Montag, zum Morgenappell, bin ich wieder da“, sagte er und ging weg.

Ich kann mich nicht erinnern, welchen Wunsch ich ihm mit auf den Weg gab. Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt zu einem vernünftigen Gedanken fähig war. Ich entsinne mich nur noch, wie er mit großen Schritten wegging, wobei er die Knie stark abwinkelte, wie es Bergbewohner tun, die sich ins Tiefland hinunter begeben, oder Menschen, vor denen sich ein Graben auftut. Dann war er verschwunden.

Es gibt eine Milliarde Gründe, die einen Menschen dazu treiben können, sich gegen sein Wesen zu verhalten, und ebenso viele, die ihn davon abhalten, sich seinem Wesen entsprechend darzustellen. Einer dieser Gründe beeinträchtigte offenbar meinen armen Mitbruder in seinem Willen zur rechtzeitigen Rückkehr.

Er erschien nicht am Montag. Auch am Dienstag war weit und breit nichts von ihm zu sehen. Der Oberaufseher bekundete, er sei allenfalls imstande, die Sache zwei Tage lang unterm Tisch zu halten, indem er den Appell zwischen Suppe und Abendtee persönlich abnahm, doch damit war nicht viel geholfen. Nun war Dienstag, und er hatte sich am Samstag, mit der Aussage auf den Weg gemacht, zurückkehren zu wollen, zurückkehren zu müssen. Dabei betrog ihn nur seine Frau, sonst niemand. „*Warum beschädigst du mein Vertrauen in die Menschheit, jämmerlicher Mitbruder*“, rief ich mit zum Himmel gerichteten Augen aus.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich in aller Frühe an und bezog auf dem Felsen an der Landstraße Position, an dem ich mich an jenem Samstag von ihm verabschiedet hatte. Trotz der Dunkelheit erkannte ich ihn sofort. Mit langen, schweren

Schritten und wie bei Bergbewohnern, die ins Flachland herabkommen, weit abgewinkelten Knien kam er herangekeucht.

„Du brauchst dich nicht zu beeilen“, rief ich, als er nahe genug war, um mich hören zu können. „Jetzt kommt es auch nicht mehr darauf an.“

Mein Mitbruder hielt an, stand mit hängend Armen da und sagte:

„Man kann mit Gott nicht rechten. Wenn der Herr beschlossen hat, dich um deine Ehre zu bringen, so stürzt er dich in Schande, ohne Rücksicht auf das Alter“, erklärte er und machte sich dann auf den Weg zur Abtei, ohne meine Antwort abzuwarten.

Damals verstand ich nicht, was mein Mitbruder mit diesen Worten sagen wollte, und auch heute ist es mir noch nicht klar:

Bedauerte er, zu leichtgläubig den anderen gegenüber gewesen zu sein, die seine Frau zu Unrecht verdächtigt hatten?

Schämte er sich, sein Wort gebrochen zu haben, indem er verspätet zurückgekehrt war?

Hatte er seine Frau tatsächlich, wie die anderen es ihm prophezeit hatten, in den Armen ihres Liebhaber angetroffen und konnte nur noch an seine Hörner denken, die zu tragen ihm in seinem Alter die Kraft fehlte?

Oder war es weder das eine noch das andere, nichts von alledem? Meinte er womöglich mich?

Musste ich mich vor dem Herrn schämen, weil ich schlecht über meinen armen Mitbruder gedacht hatte, der aus einem von einer Milliarde Gründen, die einen Menschen in seinem Willen beeinträchtigen können, so dass er mit drei Tagen Verspätung in die Abtei zurückkehrt, denn was sind schon drei Tage bezogen auf die Frist, die einem Menschen auf Erden gegeben ist?

Nun, im hinfälligen Alter, bringe ich diese Zeilen nicht zu Papier, weil mir daran gelegen wäre, meine Erinnerungen festzuhalten, und auch nicht, um jemanden von etwas zu überzeugen. Ich schreibe sie nieder, um die quälende Angst zu vertreiben, ich sei womöglich eine jener leeren Flaschen, die mit einer Botschaft auf den Wellen tanzen. Denn Nacht für Nacht habe ich dieses Bild vor Augen und stelle mir dann die Frage: *„O Gott, wäre es nicht besser, ich hätte das Leben, das du mir geschenkt hast, unbenutzt zurückgegeben, als es nun vergeudet nennen zu müssen?“*

Veröffentlicht in **LICHTUNGEN** – Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik  
Herausgegeben von Markus Jaroschka.  
Nr. 103, XXVI. Jahrgang, Graz 2005